

Konrad Haemmerling

DIE KUNST IN BERLIN ZU LEBEN

Ein Führer durch das
Berlin der Nachkriegszeit



Konrad Haemmerling

DIE KUNST, IN BERLIN ZU LEBEN

Ein Führer durch das
Berlin der Nachkriegszeit

be.bra verlag

Für Ruth,
die mir die Kunst, in Berlin zu leben, erleichterte.

Neuausgabe des erstmals 1957 erschienenen Buches
»Die Kunst, in Berlin zu leben« von Konrad Haemmerling

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs,
Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2020
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Katrin Endres, Berlin
Umschlag: Manja Hellpap, Berlin
(Foto: ullstein bild - Archiv Hahn/Weissberg)
Satz: typegerecht berlin
Schriften: Arno Pro, Univers Next Pro
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-89809-176-3

www.bebraverlag.de

Inhalt

Lebenskunst im Kleinen	7
Die Stadt ohne Gestern	9
Wie Berlin wurde, was Berlin ist	11
Das Leben ist doch lebenswert	13
Kein Licht aus dem Osten	17
Der Mensch muss sich zu helfen wissen	21
Man muss einander verstehen lernen	29
Die abwesende Viktoria	35
Vom König der gen Osten ritt	46
Eins zu eins – eins zu vier – vier zu eins	51
Glanzlose alte City	57
Boulevard der Nationen	61
»Freudenstadt« an der Spree	68
Berliner wohnen am liebsten im Grünen	73
Im Grunewald ist Holzauktion	82
Campingfreuden und Blüenträume	96
Im Westen wird getrabt, im Osten galoppiert	102
Die Berliner können Berge versetzen	105
Buntes Allerlei von den Grenzen	111
Eine Reise nach Potsdam und andere Kuriositäten	119
Die Stadt der toten Bahnhöfe	121
Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen	127
Überall wird getanzt – hüben und drüben	134

Kein Pflaster für Casanovas	142
Das gute Herz von Berlin	151
Meckern ist wichtig!	154
Rauschen im Blätterwald	156
Neue »Burschenherrlichkeit«	161
Unter der Freiheitsglocke	168
Wirtschaftswunder mit Verspätung	171
Ach, wär das schön!	182
Nachwort	185
Glossar	187
Der Autor	192
Bildnachweis	192

Lebenskunst im Kleinen

Die Berliner Kinder haben eine Lieblingsbeschäftigung, der sie sich mit leidenschaftlichem Eifer widmen und über die sie die ganze Welt um sich herum, einschließlich des Mittagessens und des Schlafengehens, vergessen: sie machen Eierpampe. Eierpampe ist ein Brei aus Sand und Wasser, mit dem sich allerhand Gebilde herstellen lassen – sofern die Mischung richtig ist. Und in dieser Kunst sind die Berliner Kinder wahre Meister. Die einen machen Eierpampe nur mit den Händen, andere benutzen Eimer und Schaufel, aber beide schaffen ihr Werk, so oder so.

Das Spiel dieser jungen Berliner auf dem Kinderspielplatz ist charakteristisch auch für das Leben und Werkeln der Erwachsenen. Wie sie das Leben anfassen, sie schaffen es, denn das harte seelische Klima ihrer Stadt hat sie die Kunst, in Berlin zu leben, gelehrt. Übrigens spielen Sand und Wasser eine wesentliche Rolle in der Schöpfungsgeschichte der Berliner Landschaft. Sand und Wasser, das trockene und das feuchte Element, haben sie gebildet, und davon ist auch etwas in den Charakter der Berliner übergegangen und trägt dazu bei, dass sie das Leben auf ihre Weise meistern, wie die Berliner Kinder auf ihren Spielplätzen: viel Vergnügen mit wenig Mitteln.



Im Tiergarten, Frühjahr 1946.

Die Stadt ohne Gestern

Glücklich sind die Traditionslosen, denn sie haben keinen Klotz am Bein. Da rühmen sich Menschen und Institutionen ihrer Tradition und schleppen sie voller Stolz als Ballast mit sich herum durch die Zeiten, als wäre es ein Verdienst, Urahnen zu haben und den ganzen von ihnen geschaffenen Krimskrams als schätzenswertes und kostbares Erbgut vorweisen zu können. Jungsein ist alles!

Was haben alte Städte schon von ihrer mehr als tausendjährigen Vergangenheit außer einer Häufung von Verkehrshindernissen?! Viele müssen sich in ihrem Greisenalter damit plagen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ihnen aus einer Unzahl enger winkliger Gassen mit baufälligen Häusern entstehen. Da haben es die Parvenüs unter den Städten leichter. Sie brauchen nicht ständig auf gute Haltung bedacht zu sein, und wenn sie Schnitzer machen, verzeiht man es ihnen. So ein Parvenü ist Berlin, und diese Bezeichnung ist hier eine positive Wertung. Sie kennzeichnet nur Geist und Gesinnung der Stadt ohne Gestern.

Nun werden die Chronisten die Häupter schütteln und auf ihre Folianten zeigen, aus denen sie nachweisen können, dass zwar Berlins Ursprung völlig in Dunkel gehüllt ist, weil die Feuer des großen Brandes am Laurentiustage 1380 alle Urkunden vernichtet haben, dass es aber schon in einem Verträge aus dem Jahre 1244 erwähnt wird. Als es sich 1937 darauf versteifte, sein siebenhundertjähriges Bestehen zu feiern, musste es dazu die erste urkundliche Erwähnung seiner Schwesterstadt Köln benutzen.

Ein wenig muss man schon in der Geschichte blättern, wenn man sich von Berlin, wie es lebt und leben lässt, ein Bild machen will. Wenn man das Wort Geschichte ausspricht, dann hört man

vergilbtes Papier knistern und riecht aufwirbelnden Aktenstaub. Aber so schlimm ist es nicht. Wenn die Geschichte aus Geschichten besteht, dann kann sie sogar amüsant und pikant sein.

Früher hatte man es leicht, in Berlin eine Lektion in Geschichte zu nehmen. Man promenierte einfach durch die Siegesallee, mit der der denkmalfreudige letzte Hohenzoller in einer Anwendung von monarchischem Verewigungsdrang den Tiergarten verunzierte. Wenn man diese marmorne Ahnengalerie mit ihren zweiunddreißig »Puppen«, wie die respektlosen Berliner diese standhaften brandenburgisch-preußischen Herrschaften nannten, zwischen der Siegessäule bis zum Kemperplatz hin- und wieder zurückgepilgert war, dann wusste man so ziemlich, wer von Albrecht dem Bären bis zu Wilhelm I. an Markgrafen und Königen der Stadt Berlin seine Huld erwiesen hatte und um ihr Gedeihen besorgt gewesen war.

Auch die Paladine, die ihm dabei beratend zur Seite gestanden hatten, waren in Marmor verewigt, wobei das Wörtchen »verewigt« eine maßlose Übertreibung ist, denn diese marmorne Ewigkeit braver Gefolgsmänner endete unter dem Beschuss sowjetischer Artillerie in den Lentzagen des Jahres 1945, als die Lust, in Berlin zu leben, unter den Minuspunkt sank, und die Kunst, hier zu leben, so schwierig war wie nie zuvor.

Als Paris schon dem guten König Heinrich eine Messe wert war, konnten die brandenburgischen Kurfürsten, die sich auf der Spreeinsel ein bescheidenes Schloss gebaut hatten, mit ihrer Residenz noch nicht viel Staat machen. Seuchen und Feuersbrünste entvölkerten immer wieder die Schwesterstädte Berlin und Köln. Handel und Wandel wurden, kaum dass sie sich ein wenig hochgerappelt hatten, wieder zum Erliegen gebracht. Selbst die Kurfürsten lebten so bescheiden, dass sie nicht jeden Sonntag ein Huhn im Topf hatten.

Die preußischen Könige hatten ebenso wenig wie ihre kurfürstlichen Vorgänger die verschwenderische Ader, die zu einem großzügigen und freigebigen Mäzenatentum gehört. Darum gibt es in Berlin keine stattlichen Bauwerke fürstlicher Repräsentanz, keine pompösen Paläste des Hofadels, keine Lustschlösser mit delizösen Boudoirs für amouröse Abenteuer, keine prächtigen Palais für kostspielige Favoritinnen, sondern nur bescheidene Zweckbauten, in denen die Herrscher wohnten und brave Ehemänner und vorbildliche Väter waren. Der Ausnahmen gibt es so wenige, dass der Historiker sie kaum für erwähnenswert gehalten hat, und an die Namen der vereinzelt Königsliebchen erinnern sich nur die Freunde der Chronique scandaleuse, die aber auch wenig aufregende Einzelheiten zu berichten wissen.

Wie Berlin wurde, was Berlin ist

Berlin wuchs mit der naturgebotenen Langsamkeit und Beständigkeit eines Baumes, der Ring um Ring ansetzt, seine Wurzel in die Erde senkt und seine Krone in den Himmel streckt. Die Berliner siedelten schon an die fünfhundert Jahre rund um die ehemalige Furt durch den Spreefluss, bevor der Segen der Kultur ihr Dasein aus der Primitivität des Lebenskampfes heraushob. Und es brauchte noch einmal an die zweihundert Jahre, bis Berlin Hauptstadt wurde.

Das sich nach allen Himmelsrichtungen ausbreitende Berlin, das mit seinen Vorstädten zusammenwuchs und seine Straßen ausstrahlen ließ in das märkische Heidefeld, war den Großstäd-

ten im Reich unbehaglich und reizte ihre Rivalität. Böse Zungen draußen in den Provinzen und Ländern bezeichneten es als einen »Wasserkopf«. Sie wollten damit seine überstürzte Ausbreitung als ein ungesundes und bedenkliches Symptom charakterisieren.

Das freie Gelände zwischen dem alten Berlin und seinen Nachbargemeinden, die zum Teil noch ganz ländlich anmuteten oder als friedliche Kleinstädte erschienen, wurde langsam bebaut. Nach der Revolution von 1918 fügte eine große Eingemeindungsaktion die Stadt Berlin und die in ihrem Bannkreis liegenden Siedlungen zu einer Einheit zusammen, die sich den Namen »Groß-Berlin« zulegte. Diese Vereinigung einer Millionenstadt mit den vierzehn bisher selbständigen Gemeinden ihrer näheren Umgebung führte zu grundlegenden Veränderungen ihrer gesamten Struktur. Mehr als zuvor wurde Berlin nach der Revolution und durch die Umwandlung der Monarchie in eine Republik zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Spannungsfeld der Nation. Obwohl die alten Tafeln zerbrochen waren und eine neue Ordnung geschaffen wurde, blieb Berlin die Hauptstadt der Deutschen.

Die Stadt des Preußentums mit seiner höfischen und geheimrätlichen Gesellschaft war längst zu einer Stadt des Handels, der Industrie, des Kapitals und des schöpferischen Geistes geworden, die ihre kosmopolitischen Neigungen nicht verbarg. Was sie der Welt zu geben hatte, gab diese ihr zurück, und diesem fließenden Austausch verdankte sie ihr Blühen.

Krisenzeiten und Inflationskatastrophen konnten sie erschüttern, aber ihre Fundamente nicht zerstören. Aus jedem Zusammenbruch erhob sie sich neu und meist aus eigener Kraft. Selbst wenn sie fremder Hilfe bedürftig wurde, war es doch nur der eigene, unbeirrbare Lebenswille, der diese Hilfe fruchtbar machte.

So war es Anfang der zwanziger Jahre, als eine rapide Geldentwertung die Mehrzahl der Berliner verarmen und verelenden ließ.

So war es Anfang der dreißiger Jahre, als sich die große Weltwirtschaftskrise im volkreichen Berlin empfindlicher auswirkte als in anderen deutschen Großstädten, und so war es wieder nach der Katastrophe von 1945.

Nie kam den Berlinern ihre gute Eigenschaft, die Tatsachen nüchtern zu betrachten, einen klaren Kopf zu behalten und leidenschaftslos zu handeln, mit einem gewissen Phlegma an die Dinge heranzugehen und nichts zu übereilen, so sehr zugute wie in den Tagen der Eroberung Berlins und während der ersten Besatzungszeit.

Berlin ertrug das Regime der Viersektoren-Herrscher, die das über die Stadt verhängte Viermächte-Statut verkörperten. Es ertrug ihre Streitereien und ihre Meinungsverschiedenheiten, die zum Teil auf seinem Rücken ausgefochten wurden. Schließlich ertrug Westberlin als schwerste Prüfung auch die Blockade. In dieser Zeit bewahrheitete sich das Wort, das vom bitteren Humor derer geprägt worden war, die in den langen Bombennächten in ihren Luftschutzkellern hockten und einander Mut zu machen versuchten. »Genießt den Krieg, der Friede wird schrecklich!« hieß es da, denn man machte sich keine Illusionen über den Ausgang des Krieges und das, was danach kam.

Das Leben ist doch lebenswert

Nie war die Kunst, in Berlin zu leben, so schwer wie in den Lenzmonaten des Jahres 1945. Damals bezeichneten die Berliner, die in den bröckelnden Mauern ihrer Stadt geblieben waren, sich

selbst mit einem Schuss Galgenhumor als »Kellerasseln«, denn sie mussten einen großen Teil des Tages in den unterirdischen Luftschutzräumen verbringen. Das wäre noch weit niederdrückender gewesen, wenn nicht Gleichgültigkeit das Bewusstsein abgeschirmt hätte gegen die Vorstellung, wie dies alles einmal enden sollte. Man wehrte sich gegen jede Logik, schaltete das Denken aus und handelte mechanisch so, wie der Augenblick es erforderte.

Einen Kampf bis »5 Minuten nach 12« in Berlin zu organisieren, hatten die Nazis vergebens versucht. Berliner haben nie den falschen Ehrgeiz gehabt, als »Helden« in die Geschichte einzugehen. Ihr nüchterner Sinn bewahrt sie davor, und da, wo sie einmal für solche Tendenzen anfällig wurden, paralyisierten sie sie schnell durch einen Witz, der jede Art von Gloriole schmelzen ließ.

Die große, von den Sowjets konsequent durchgeführte Aktion zur Befreiung der Berliner von Uhren und anderen wertvollen Gebrauchsartikeln und Schmuckstücken wurde mit Humor hingenommen. Manche sowjetische Gewalttat wurde durch das Gelächter abgelenkt, das ein zur rechten Zeit hingeschnodderter Witz bei den passiv Beteiligten auslöste. Er durchbrach die Panikstimmung und verscheuchte die Angst, die vielfach den Soldaten erst den Mut zu ihren Übergriffen gab. Ein Lachen machte sie stutzig, und manchmal zündete es sogar und brachte auch sie selbst zum Lachen, ohne dass sie den Witz verstanden.

Es gab allerdings auch Fälle, da Misstrauen und Minderwertigkeitsgefühl das Lachen als eine Beleidigung empfinden ließen und ein Schuss den Witzbold niederstreckte. Die Kugeln saßen damals sehr locker in den Magazinen der Maschinenpistolen, mit denen sie verschwenderisch ausgerüstet waren.

In den Tagen, da im Innern der Stadt noch gekämpft wurde, hatten sich die Verhältnisse in den Randbezirken schon einigermaßen auf die neue Situation umgestellt.



Zerstörungen an der Friedrichstraße Ecke Dorotheenstraße, Frühjahr 1945.

Jeder sorgte, so gut er konnte, für sein leibliches Wohl. Waren die kargen Vorräte in der eigenen Wohnung oder im Ausweichquartier erschöpft, durchstreifte man die Nachbarschaft. Verlassene Wohnungen und Keller wurden nach Vorräten durchstöbert. Unter dem Freudengeheul der glücklichen Finder förderte man sie ans Tageslicht und brachte sie schleunigst in »Sicherheit«. Plündern war zwar verboten, aber das Verbot kam von den Sowjets, und bei ihnen war dieser Begriff nicht präzisiert.

Niemals haben die Berlinerinnen so wenig Wert auf ihr Make-up gelegt wie damals. Sie wetteiferten miteinander, so reizlos wie möglich auszusehen. Sie schlüpfen in zerknitterte Männerhosen; sie ließen die Haare zottig um den Kopf herumhängen und hüllten sich in alte Schals; sie klebten sich schmutzige Pflaster ins Gesicht und schätzten sich glücklich, wenn es ihnen gelang, hässlich zu erscheinen.

Tagsüber strichen die Berliner auf der Suche nach Brennmaterialien und Lebensmitteln durch die Straßen. Auf Befehl der sowjetischen Kommandantur hatten die Bäcker wieder angefangen, Brot zu backen – sofern sie noch Mehlvorräte besaßen. Das Brot wurde in kleinen Rationen auf Abschnitte der letzten Lebensmittelkarten mit Reichsadler und Hakenkreuz abgegeben. Für Hunde und Katzen, die schon in den letzten Monaten des Krieges nicht ungefährdet ihrem Freiheitstrieb hatten nachgeben können, war jetzt jede stille Straße und jeder verschwiegene Winkel eine Gefahrenzone.

Kein Licht aus dem Osten

Nach den ersten Wochen, die Berlin unter dem Sowjetstern erlebte, beruhigten sich die Verhältnisse äußerlich ein wenig. Die Kampftruppen rückten ab, und Besatzungstruppen nahmen ihre Plätze ein.

Rücksichtslos beschlagnahmten die Sowjets in ihrem Sektor an Wohnungen, was sie für ihre Offiziere und Funktionäre brauchten, wobei es ihnen übrigens völlig gleichgültig war, ob die Besitzer Arbeiter oder »Kapitalisten« waren. Oft wurden die Wohnungen samt der Einrichtung bei den Zechgelagen der neuen Bewohner in wenigen Tagen so verschmutzt und demoliert, dass sie für einen ferneren Aufenthalt nicht mehr geeignet erschienen. Dann zogen sie einfach ein paar Straßen weiter, suchten sich ein neues, noch untadeliges Haus und hielten dort ihren Einzug. Sie respektierten kein Eigentumsrecht und nahmen einfach das, was ihnen gefiel, auch wenn sie nichts damit anzufangen wussten.

Höhere Offiziere betrieben die »Konfiskationen« in großem Stil. Da die beschlagnahmten Güter vielfach gar nicht oder mangelhaft verpackt waren, dürften sie, wenn überhaupt, ihren Bestimmungsort nur in stark lädiertem Zustand erreicht haben. Mit der gleichen mangelnden Sorgfalt wie auf die Lastwagen wurden sie auch in die Güterwagen verladen, die in langen Zügen gen Osten rollten.

Nicht einmal die Kunstkommissionen, denen die »Sicherstellung« der in den Berliner Museen zurückgebliebenen Kunstschätze anvertraut war, gingen bei der Bergung dieser unersetzlichen Werte behutsam zu Werk. Die mit roher Gewalt aus der Fassung gebrochenen Teile des Marmorfrieses vom Pergamonaltar mit den monumentalen Reliefs wurden einfach auf einer

primitiven Rutsche in die am Kupfergraben ankernden Kähne verladen. Bei diesem Verfahren dürfte mancher Gottheit und einigen Giganten die noch erhalten gebliebene Nase abgestoßen worden sein, bevor diese mythischen Herrschaften den Weg in eine unbekannte Zukunft antraten, aus der bisher keine Kunde von ihnen kam.

Als die Sowjets in Berlin ein wenig heimisch geworden waren, wurden viele in ihren kommunistischen Grundsätzen wankend und zeigten sich für »kapitalistische« Neigungen anfällig. Die sowjetischen Frauen wünschten sich schöne Kleider, elegante Pelze und Schmuck. Die Offiziere bekamen einen Sold, der ihnen solche Dinge erlaubte. Die Zeit, da man ohne Bezahlung einkaufen konnte, war schließlich vorbei. Die Berliner ließen sich nicht mehr so leicht einschüchtern. Sie entdeckten, dass man sich durchsetzen konnte, wenn man dem Bedränger gegenüber rabiat wurde und ihn anschrie. Noch wirksamer aber war die Drohung, man werde sich beim Kommandanten beschweren. Es gab Kommandanten so zahlreich wie Sand am Meer und fast in jedem Viertel eine »Kommandatura«, die immer von Beschwerde führenden Berlinern belagert war.

Kaufkräftige Sieger auf der einen Seite, bedürftige Berliner auf der anderen – da konnte es nicht ausbleiben, dass man versuchte, miteinander ins Geschäft zu kommen. Wer Geld brauchte, der holte seine versteckten Werte hervor, um sie zu veräußern, gegen Geld oder – noch besser – gegen Naturalien. In Karlshorst, ihrem Hauptquartier, etablierten die Sowjets eine Zentrale für den Ankauf von Diamanten und Gold. Für das Karat Diamanten zahlten sie Preise von 35 000 bis 40 000 Reichsmark. Das war für viele Berliner eine willkommene Möglichkeit, ihren leeren Geldbeutel aufzufüllen. Schmuck war ja ohnedies in der gegenwärtigen Situation völlig überflüssig.



Tauentzienstraße und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, 1945.

Lebensmittel waren wichtiger als alles andere. Was auf die ausgegebenen Lebensmittelkarten zugeteilt wurde, reichte nicht aus, um bei Kräften zu bleiben. »Schwarz« gekaufte Lebensmittel aber waren so teuer, dass Menschen mit normaler Börse sie sich nicht leisten konnten. Die Lebensmittelkarte 5 für nicht berufstätige Berliner wurde recht zutreffend als »Hungerpass« bezeichnet. Erst auf die Lebensmittelkarte 3 gab es halbwegs ausreichende Rationen. Mit der Lebensmittelkarte 1 ließ sich schon einigermaßen auskommen. Doch sie wurde außer Schwerstarbeitern nur »verdienten Gelehrten, Ingenieuren, Ärzten, Kultur- und Kunstschaffenden sowie leitenden Persönlichkeiten der Stadt- und Bezirksverwaltungen« zugebilligt. Nie hat es in Berlin so viel »verdiente Kunst- und Kulturschaffende« gegeben wie in dieser Zeit, denn um die Karte 1 zu bekommen, ließ man nichts unversucht, und die deutschen Stellen, die über die Prominenz zu entscheiden hatten, drückten, wo sie konnten, ein Auge zu.

Auch die Sowjets sahen ein, dass eine Stadt wie Berlin ohne Ordnung nicht auskommen könne. Sie setzten Haus- und Straßenobleute ein, die ehrenamtlich ihre kleinen Bezirke zu betreuen hatten, und ernannten einen Polizeipräsidenten, der den Befehl erhielt, eine Stadtpolizei aufzustellen. Nach nichts verlangten die Berliner sehnlicher als nach Ruhe und Ordnung. Wilde Gerüchte ließen sie aber nicht zur Ruhe kommen. Jeder stellte sich die bange Frage, welchen Teil die Sowjets bei der Aufteilung der Stadt unter ihre Verwaltung nehmen würden. Diese Frage blieb lange offen. Erst Anfang Juli 1945 wurde sie durch den Einmarsch der Amerikaner und Briten in die westlichen Bezirke entschieden. Einen Monat später übernahmen die Franzosen ihren Sektor.

Die Sowjets wollten ihre Verbündeten mit einer schönen Geste empfangen. Der sowjetische Stadtkommandant befahl, sämtliche Wohnungen mit den Fahnen der vier Siegermächte zu schmü-

cken. Vorgeschriebene Reihenfolge: an erster Stelle die Rote Fahne mit Hammer und Sichel, dann das Sternenbanner der USA, der Union Jack der Briten und zuletzt die Trikolore der Franzosen. Die Sowjets hatten Gefühl für Rangordnung, weniger aber dafür, woher die Berliner den vorgeschriebenen »guten Stoff« in den entsprechenden Farben nehmen sollten. Rote Fahnen, wenn auch minderer Qualität, waren reichlich vorhanden. Man holte sie aus ihren Verstecken hervor, wusch sie, trennte das weiße Feld mit dem Hakenkreuz ab und setzte dafür in die obere Ecke links aus gelbem Stoff das bekannte Emblem der UdSSR. Auch die Trikolore war noch unschwer aus drei Stoffetzen zusammenzustückeln. Mit dem Union Jack und den Stars and Stripes gab es aber allerdhand Schwierigkeiten. Straßen- und Hausobleute mussten die geplagten Hausfrauen bei der Herstellung dieser Flaggen beraten. Überall ratterten die Nähmaschinen. Niemand wagte säumig zu sein, denn ihm waren schwere Strafen angedroht.

Als dann die Flaggen glücklich draußen hingen, mussten sie wieder hereingenommen werden. Weshalb, erfuhr man nie. Die westlichen Alliierten mussten ohne Flaggenschmuck an den Häusern in Berlin einrücken.

Der Mensch muss sich zu helfen wissen

Mit ihrem Einzug begann eine neue und umfangreiche Beschlagnahmeaktion. Mancher, der bis dahin noch friedlich in seiner Behausung gesessen hatte, musste sein Bündel schnüren und auf Wohnungssuche gehen. Wohnungen aber gab es nicht, zumindest

keine freien. Da hieß es denn für viele Westberliner, noch ein wenig enger zusammenzurücken, um nur ein Dach über dem Kopf zu haben, und man war glücklich, wenn man eines fand, selbst wenn es an feuchten Tagen ein wenig durch die Decke tröpfelte und man Wannen und Kessel unter die durchlässige Stelle schieben musste.

Die Requisitionskommissionen der Besatzungsmächte waren höchst wählerisch. Sie ließen für die höheren Offiziere und Beamten die schönsten und komfortabelsten Villen und Wohnungen räumen. Nur eine Stunde blieb den Wohnungsinhabern zum Auszug. Diese Frist genügte, um das Wenige, was sie mitnehmen durften, zusammenzupacken, wenn auch nicht, um eine neue Unterkunft zu finden. Glücklich schätzten sich Villenbesitzer, wenn sie in ihrem beschlagnahmten Hause ein paar Räume im Souterrain weiter benutzen und die Rolle von Hauswart und Gärtner übernehmen konnten. Man behielt dann wenigstens sein Dach überm Kopf, konnte stets nach dem Rechten sehen und nahm außerdem teil an dem Überfluss, der im Haushalt der Gäste herrschte.

Das Leben aber war dennoch leichter geworden. Wenn man die Wasserhähne aufdrehte, rieselte wieder ein dünner Wasserfaden aus dem Rohr. Die mühevollen Gänge mit Eimern und Kannen zu den wenigen, oft weit entfernten Pumpen, an denen lange Menschenschlangen warteten, hörten auf. Bald konnte man auch die kümmerlichen, doch vorsorglich gehüteten und kostbaren Kerzenstümpfchen wegräumen, weil wieder Strom in den Leitungen war.

Für Westberlin gehören diese Erlebnisse längst der Vergangenheit an. In Ostberlin haben sie ihre Aktualität noch immer nicht ganz verloren, denn dort wird auch heute noch sehr mit Licht gespart. Das bemerken vor allem die Fluggäste, die nach Einbruch der Dunkelheit über der Stadt kreisen. Da liegt Westberlin im Schimmer von tausend und abertausend Lichtern unter ihnen,

im Osten dagegen sind die Lichtpünktchen nur sehr dünn gesät, und rundum ist viel Nacht.

Auch die durch Hausbeschlagnahmen entstandenen Schwierigkeiten sind inzwischen überwunden worden. Die Vereinigten Staaten haben in Zehlendorf moderne Bauten für ihre Offiziere und Beamten mit einem eigenen Kino, Schulen, Kaufläden, Klubs und Restaurants geschaffen, und am Rande des Grunewalds ist eine ansehnliche amerikanische Kolonie entstanden. In Reinickendorf haben die Franzosen ein größeres Areal mit einer Mauer umgeben. Sie umschließt Kasernen, Büros und Depots und bildet ein Klein-Paris mitten in Berlin. Die Straßen des »Quartier Napoléon« tragen französische Namen, und gleich vor der Tür liegt der Flugplatz Tegel, auf dem Militärmaschinen starten und landen können. Die höheren Militärs und Zivilbeamten ziehen allerdings das Leben in dem schmucken Villenvorort Frohnau vor.

Die Sowjets hatten schon in den ersten Tagen ihres Berliner Aufenthalts ihr Hauptquartier in Karlshorst aufgeschlagen. Auch sie suchten sich eine Gartenstadt aus, aber sie mussten sich mit einer weniger vornehmen als die Franzosen begnügen, denn in ihrem Sektor gab es nichts Besseres. Für ihre Begriffe war aber auch das recht bürgerliche Karlshorst durchaus annehmbar, und es hatte schließlich auch Deutschlands schönste und weltberühmte Anlage für Hindernisrennen. Von Karlshorst aus laufen die Fäden der sowjetischen Besatzungspolitik. »Berliner Kreml« heißt der streng bewachte und gesicherte Sperrbezirk, in dem zuerst die SMA – die Sowjetische Militär-Administration –, dann die SKK – die Sowjetische Kontroll-Kommission – residierte, und in dem heute der sowjetische Militärkommandant seinen Sitz hat.

Auf etwas, was die Westberliner schon längst nicht mehr kennen, würden auch die Ostberliner gern verzichten. Das sind die Lebensmittelkarten. Zwölf Jahre nach dem Krieg hat man sie da-

von noch immer nicht befreien können, so oft man es ihnen auch versprach. Es gibt sie drüben in drei Stufen. Die »Große Karte« A ist für Intellektuelle und Schwerstarbeiter bestimmt, die Karte B für Arbeiter und Studenten. Alle übrigen Personen erhalten die Grundkarte, auf die Fleisch, Fett, Zucker, Kartoffeln verabfolgt werden. Milch gibt es nur für Kinder oder aber für 1,20 Mark pro Liter frei in der HO. Und eine warme Stube gibt es auch nur, wenn die Bezugsscheine für Hausbrand ausreichend beliefert werden.

Doch damals, als der erste Schreck überwunden war, ahnte man nicht, was noch alles kommen würde. Viele Berliner merkten allerdings sehr bald, wie dünn ihre Börsen waren und wie wichtig auch in solchen Zeiten die zwischendurch so missachteten Papierchen sind, die man Banknoten nennt. Es waren die einzigen Dokumente, auf denen man auch die verpönten Hoheitszeichen der Diktatur mit Wohlwollen betrachtete. Doch das Geld war selten geworden. An das, was man auf der Bank liegen hatte, konnte man nicht heran. Wer sich daheim keine Reserve angelegt hatte, der saß bald auf dem Trockenen. Etwas zu verdienen, fanden die wenigsten Gelegenheit. Das Geschäftsleben war bis auf den Handel mit Lebensmitteln fast völlig stillgelegt.

Als die Soldaten der US-Army auf der Bildfläche erschienen, wurde plötzlich vieles anders. Die positive Einstellung der Berliner zu ihnen und ihren britischen und französischen Kameraden wurde zwar einer gewissen Belastungsprobe ausgesetzt, da die Haltung der Neuankömmlinge vielfach nicht so freundlich und liebenswürdig war, wie man erwartet oder gehofft hatte. Doch gegenseitige Missverständnisse schwanden bald. Es kam zu einem toleranten, wenn auch kühlen Verhältnis zwischen «Amis«, »Tommies«, »Poilus« und Deutschen. Nachdem aber beiderseits die Jugend – auf der einen Seite die uniformierte männliche, auf der anderen die sich wieder kokett herausputzende weibliche



Amerikanische Militärpolizei auf den Straßen Westberlins, Sommer 1948.

che – ihr Lebensrecht geltend gemacht und ihren Anspruch auf Vergnügen angemeldet hatte, gestaltete sich das Klima der Beziehungen schnell freundlicher.

In den Jahren zwischen 1945 und 1949, die man als die Jahre der großen Not ins Buch der Berliner Geschichte eintragen könnte, dürfte es kaum einen sittlich noch so gefestigten Berliner gegeben haben, der im Sinne der alten Gesetze nicht straffällig geworden wäre. Aber was blieb von den alten Gesetzen in dieser Zeit, die eine neue Ordnung erst suchte? Welcher Schiffbrüchige würde nicht, auch wenn ein Gesetz es ihm verböte, den rettenden Balken ergreifen, der ihn vor dem Ertrinken bewahrt? In Berlin gab es nur Schiffbrüchige.

Wer selbst den kauflustigen Sowjets gegenüber noch mit seinen verborgenen Schätzen hinterm Berge gehalten hatte, der kramte sie jetzt hervor, um sie gegen gute Bezahlung an den Mann zu bringen. Die Amerikaner, obwohl mit allem Notwendigen ausgestattet und gut versorgt, waren doch bemüht, ihren reichlichen Sold gegen Gebrauchs- und Luxusgegenstände einzutauschen. Besonders geschätzt wurden von ihnen hochwertige moderne Fotoapparate. Später kamen Waren aus Edelmetall, Schmucksachen, kostbare Gläser und Porzellan aus berühmten Manufakturen, vor allem Geschirr und Figuren aus Meißen, hinzu. Wer selbst nichts zu verkaufen hatte, der suchte sich in den Handel der anderen einzuschalten und lebte davon. Wertvolle Schmuckstücke oder andere marktgängige Kostbarkeiten gingen durch drei, vier und mehr Hände, bevor sie vom Besitzer zum Käufer wanderten, und jeder verdiente daran.

Als geschickte Kaufleute begriffen die Amerikaner sehr schnell, ein wie begehrt Artikel amerikanische Zigaretten waren. Rauchen war gut gegen den Hunger, es beruhigte die Nerven, und man hatte dieses Stimulans lange entbehren müssen.



Schwarzhandel mit Zigaretten auf dem Potsdamer Platz, Januar 1949.

Doch im Schwarzhandel kostete eine Zigarette zehn Reichsmark. Die Amerikaner zahlten in ihren Kantinen für die Packung ein paar Cents und konnten sich dafür erhebliche Werte einhandeln. Zehn Packungen mit je zwanzig Zigaretten waren in Zellophan gehüllt und bildeten eine »Stange«. Diese »Stangen« wurden im illegalen Verkehr die neue Währung, und kein noch so strenger Befehl konnte etwas dagegen ausrichten. Auf dieser Basis vollzog sich nun der große Ausverkauf. Mancher kostbare Familienschmuck wurde aus dem Versteck, das die Sowjets trotz systematischen Suchens nicht entdeckt hatten, hervorgeholt und verwandelte sich in eine Anzahl »Stangen«, von denen jede den Gegenwert von 2 000 Reichsmark besaß. Dafür konnte man schon vier Pfund Butter oder entsprechend viel hochwertige Lebensmittel kaufen.

Geschäftstüchtige Berliner entdeckten ein neues Gewerbe. Sie richteten Tauschzentralen ein, in denen man Dinge, die man aus besseren Zeiten mehrmals besaß, gegen solche einhandeln konnte, die fehlten. Ein Paar elegante Abendschuhe, das sich eine junge Dame wünschte, die dank ihrer Beziehungen zu Besatzungsmitgliedern wieder am geselligen Leben teilnehmen konnte, wurde gegen ein Paar deftige Straßenschuhe eingewechselt, die bei Regenwetter vor Feuchtigkeit und Schmutz schützten.

Wie man sieht, gibt es keinen noch so unzulänglichen und problematischen Zustand, an den der Mensch sich nicht gewöhnen könnte. Der Berliner besitzt in besonderem Maße die Gabe, sich auch schwierigen Situationen anzupassen und sie als etwas Unabänderliches hinzunehmen, wenn man ihm seine persönliche Freiheit nicht beschneidet. Es störte ihn wenig, dass seine Stadt in vier Sektoren aufgeteilt war. Niemand hinderte ihn vorläufig, aus dem einen Sektor in den andern hinüberzuwechseln. Nur die Uniformen der Militärs, die ihm dort begegneten, sahen anders

aus. Ohne Schwierigkeiten konnte er wieder mit der Stadtbahn über Ost- und Westkreuz den Großen Ring abfahren und in allen vier Himmelsrichtungen die Metropole über und unter der Erde durchkreuzen.

Der einzige Unterschied bestand zunächst darin, dass die Westmächte die Bevölkerung ihrer Sektoren mit Lebensmitteln versorgten, die aus amerikanischen Lieferungen stammten, während die Sowjets nicht nur die Bewohner ihres Sektors und der Zone, sondern teilweise auch ihre Besatzungsarmee aus deutschen Beständen verpflegten. Da gab es ständig Verzögerungen und Ersatzleistungen bei der ohnedies dürftigen Zuteilung. Statt Fleisch wurde Fisch, statt Butter Margarine ausgegeben. Der Westen wurde knapp gehalten und musste den Gürtel enger schnallen, der Osten aber litt Mangel und musste sogar hungern.

Man muss einander verstehen lernen

In einem völlig andern Sinne als vor dem Kriege wurde Berlin nach dem Zusammenbruch eine internationale Stadt. Im Westen wurde überall Englisch, Amerikanisch und Französisch gesprochen, im Osten Russisch. Und viele Berliner sprachen, wenn sie mit Angehörigen der Besatzungsmächte in Berührung kamen, ein seltsames Gemisch.

Die Sprachlehrer hatten viel zu tun, und in den Buchhandlungen und Antiquariaten waren die Lehrbücher und Diktionäre schnell ausverkauft. Man handelte sie bald zu Schwarzmarktpreisen oder tauschte sie gegen Lebensmittel. Die alten Schulgram-

matiken kamen wieder zu Ehren und wurden aus der Rumpelkammer hervorgeholt.

Am schnellsten lernten die jungen Mädchen die Fremdsprache des Sektors, in dem sie wohnten. Ihre Sprachmeister waren die Soldaten, die Partnerinnen zum Tanzen und Ausgehen brauchten und wenig Mühe hatten, sie zu finden. Die jungen Berlinerinnen hatten schon immer einen Hang zum Internationalen. Es dauerte nicht lange, und den Soldaten wurde erlaubt, deutsche Mädchen in ihre Klubhäuser und Kasinos mitzubringen. Für die übrigen Deutschen galten aber noch lange die Schilder mit der kategorischen Aufschrift: »Off limits!«

Schon nach relativ kurzer Zeit waren die Franzosen und Briten, am stärksten aber die Amerikaner, in den Sog der Stadt geraten. Die Amerikaner erlagen dieser seltsamen Beeinflussung vielleicht deshalb am meisten, weil das fremde Blut in vielen von ihnen noch für solche Ausstrahlungen empfänglich macht. Amerikaner, die längere Zeit in Berlin gelebt hatten und nach München versetzt wurden, stellten dort bald fest, dass nicht nur zwischen Berlinern und Münchnern, sondern auch zwischen »Berliner Amerikanern« und »Münchener Amerikanern« beträchtliche Unterschiede bestanden. Und nicht viel anders erging es Engländern, die aus dem quicklebendigen Berlin ins steife Hamburg verpflanzt wurden.

Amerika bemühte sich, die Berliner mit den kulturellen Errungenschaften aus den Jahren der deutschen Isolation bekanntzumachen, und die Berliner erwiesen sich wieder als aufgeschlossene Weltbürger, die gierig nach allem griffen, was ihnen an geistiger Kost geboten wurde. Das »Amerika-Haus« wurde zum Treffpunkt vieler Berliner aus dem Westen und Osten der Stadt. Sie hörten dort Vorträge, sahen Filme und Ausstellungen von Kunstwerken, kunstgewerblichen Arbeiten und Industrieerzeugnissen.

Zu kaum einer Zeit hat Berlin sich schneller verändert als in den Nachkriegsjahren. Konrad Haemmerling streift in seinem 1957 erstmals erschienen Buch durch die Straßen der geteilten Stadt und zeichnet ein lebendiges Bild von den Lebensgewohnheiten der Berliner zwischen Anpassung und Eigensinn.

Haemmerling blickt auf die Trümmerjahre, in denen die Stadt langsam neuen Lebensmut schöpfte, schildert die oft absurden Auswirkungen des Kalten Krieges auf den Alltag der Menschen, bestaunt die emporwachsenden Neubauten in Ost und West und folgt den Berlinern in Cafés, Kinos, Warenhäuser und bei ihren Ausflügen ins Grüne.

So vermittelt dieses Buch einen authentischen Einblick in das Leben in Berlin zwischen 1945 und 1957.

**Vom Autor des Bestsellers
»Ein Führer durch das
Lasterhafte Berlin« (1931)**